

8

“Graue Energie wird unterschätzt.”



9

Die Standards des Vereins eco-bau gewinnen an Bedeutung. Vereinspräsidentin Friederike Pfromm über gesundes und nachhaltiges Bauen.

Interview: Jost Dubacher; Bilder: Ben Huggler

Kickoff: Viele Unternehmen der Schweizer Bauwirtschaft und deren Lieferanten sind labelmüde. Haben Sie Verständnis dafür?

Friederike Pfromm: Absolut. Es gibt sehr viele Labels; man könnte sogar von einem Wirrwarr sprechen. Aber klar ist auch: Die Bauwirtschaft braucht – wie jede andere Branche – Standards und jemand, der sie festlegt und durchsetzt.

eco-bau selbst vergibt keine Gebäudezertifikate, wirkt aber bei zwei schon bestehenden Labels mit. Welche sind das zurzeit?

Wir kooperieren mit dem Netz Nachhaltiges Bauen Schweiz (NNBS) und dem Verein Minergie. Der «eco»-Teil der Minergie-Zertifizierungen beruht auf unseren Standards und unseren Daten. Wir sehen es als unsere Pflicht an, unser Knowhow und unsere Erfahrung auch Dritten zur Verfügung zu stellen, denn unsere Mitglieder sind entweder Bauämter oder Hochschulen, die ebenfalls vom Steuerzahler finanziert werden.

Ein gutes Stichwort. Nicht wenige in der Bauwirtschaft sehen in eco-bau eine staatliche Instanz ...

... was falsch ist.

Obwohl Sie neben dem Bundesamt für Bauten und Logistik rund 50 kantonale und kommunale Bauämter vertreten?

Die meisten Bauämter üben eine Doppelfunktion aus. Zum einen haben sie hoheitliche Aufgaben – sie erteilen zum Beispiel Baubewilligungen –, zum anderen aber sind sie selber Bauherren: Sie erstellen Schulhäuser, sanieren Hallenbäder und vieles mehr. Für die Bauherrenfunktion gibt es die Fachorgane, und genau die sind bei uns Mitglieder.

Lassen Sie uns auf die Anfänge Ihres Vereins zurückblicken. Was führte 2004 zu seiner Gründung?

Wir haben in der Schweiz 26 Kantone und 2255 Gemeinden. Die Vertreter der entsprechenden Fachorgane haben sich schon früher getroffen und Erfahrungen ausgetauscht. Mit der Gründung von eco-bau hat man für diese ERFA-Gruppen

Lesen Sie weiter auf Seite 10 →→→



Zur Person

Friederike Pfromm studierte an der Technischen Universität Berlin Architektur. Danach arbeitete sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Bauhaus-Universität Weimar, als freischaffende Architektin und als Partnerin in einem Berliner Architekturbüro. Von 2006 bis 2012 war sie Mitglied der Geschäftsleitung des Hochbauamtes der Stadt St. Gallen und von 2012 bis 2017 Stadtbaumeisterin der Stadt Luzern. Seit 2015 ist sie Präsidentin des Vereins eco-bau. Friederike Pfromm ist verheiratet und lebt in St. Gallen.

ein institutionelles Dach geschaffen mit dem langfristigen Ziel, schweizweit einheitliche Standards für das nachhaltige Bauen zu schaffen, wobei zwei Themenfelder im Fokus standen: Gesundheit und Ökologie.

Reichten Ihnen die bestehenden gesetzlichen Vorgaben nicht?

Nicht in allen Punkten. Nehmen wir das Beispiel Schadstoffe. Anfang der Nullerjahre wurden in mehreren Schulhäusern Rückstände von Formaldehyd entdeckt. Das können sich öffentliche Bauherren einfach nicht leisten. Denn sie tragen nicht nur eine Verantwortung für die Gesundheit der Schüler, sondern auch für das Geld der Steuerzahler. Sanierungen von Schulhäusern oder Spitälern sind extrem kostspielig, weil der Betrieb ja nicht beliebig unterbrochen werden kann.

Baut die öffentliche Hand verantwortungsvoller als private Bauherren?

Ich stelle einfach fest, dass der Bund, die Kantone und Gemeinden andere Sorgfaltspflichten wahrnehmen als Bauherren, die ein Gebäude nicht selber betreiben.

Wenn es um die Verwendung von potenziell gesundheitsgefährdenden Materialien geht, sind Ihre strengen Vorgaben an die Bauwirtschaft sicher nachvollziehbar. Aber wie begründen Sie Ihr ökologisches Engagement?

Die Antwort hat eine ökonomische und eine politische Seite. Zuerst die wirtschaftliche: Unsere Vereinsmitglieder denken in langen Fristen. Beim Bau einer Mehrzweckhalle oder eines Spitals spielen nicht nur die Erstellungskosten eine Rolle, sondern auch die Aufwendungen für den Betrieb und – nicht zu vergessen – für den Rückbau. Nun zur politischen Dimension Ihrer Frage: Seit 1997 legt der Bundesrat alle drei Jahre seine Pläne zur nachhaltigen Entwicklung der Schweiz dar. Diese Strategie Nachhaltige Entwicklung (SNE) hält ausdrücklich fest, dass der öffentlichen Hand in Sachen Ressourcen- und Umweltmanagement eine Vorbildfunktion zukommt. Ausser-

dem möchte ich daran erinnern, dass die Schweiz mehrere internationale Klimaprotokolle unterzeichnet hat, die sie verpflichtet, ihre CO₂-Emissionen zu reduzieren. Es scheint mir selbstverständlich, dass sich das öffentliche Bauwesen an diesem Effort beteiligt.

Ihre Standards decken die ganze bauwirtschaftliche Wertschöpfungskette ab; von der strategischen Planung bis zur Bewirtschaftung einer Immobilie. Ein besonderes Augenmerk richten Sie dabei auf das Thema «Graue Energie». Warum?

Das Thema wird in der aktuellen Diskussion um die energetische Optimierung des Gebäudeparks unterschätzt. Wir nutzen neue erneuerbare Energien, um zu heizen, und investieren in die Wärmedämmung. Aber es wird der Tag kommen, an dem wir das energetische Potenzial solcher auf den Betrieb eines Baus gerichteten Massnahmen ausgeschöpft haben. Deshalb denken wir bei eco-bau über die Energie nach, die es braucht, ein Gebäude zu erstellen.

Lässt sich der Anteil der Grauen Energie in der Bauwirtschaft überhaupt quantifizieren?

Sehr genau sogar. Der SIA hat untersucht, wie viel Primärenergie ein Gebäude von der Planung bis zum Rückbau braucht. Das Resultat: Ein Viertel des Verbrauchs entfällt auf die Erstellung. Noch ungünstiger wird die Bilanz, wenn wir die Treibhausgasemissionen betrachten: Hier entfallen mehr als 50 Prozent auf die Bauphase.

Welche Bestandteile eines Gebäudes enthalten speziell viel Graue Energie beziehungsweise sind speziell klimaschädlich?

Das lässt sich so generell nicht sagen. Denn die Wahl der verbauten Rohstoffe und Produkte hängt auch von der Konstruktion eines Baus ab. Ein statisch komplexer Bau braucht mehr Graue Energie als ein kompaktes Haus mit direktem Lastabtrag. Interessant ist aber ein Blick auf die Haustechnik: Eine Studie im Auftrag des Bundesamtes für Umwelt (Bafu)

hat ergeben, dass er erheblich über den 23 Prozent liegen kann, von denen der SIA bisher ausgegangen ist. Bei «Hightech-Bauten» kann sogar knapp die Hälfte der Grauen Energie auf das Konto von Heizung, Klima, Lüftung oder sanitären Anlagen gehen. Diese Vorrichtungen bestehen aus Aluminium, Blech, Plastik oder Chromstahl. Sie enthalten eine Leiterplatte oder Kühlmittel. Und sie müssen vor der Lieferung auf die Baustelle geplant, gebaut und gelagert werden.

Der Einzug von Hightech-Anwendungen in den Wohn- und Bürobau ist Tatsache. Kann man ihn bremsen oder gar rückgängig machen?

Wohl kaum. Aber damit lässt sich leben. Wichtig ist uns, dass auch Bauherren und Planer mit einem hohen Komfortanspruch ihre Spielräume für Verbesserungen nutzen.

Welche Rolle können dabei die Instrumente von eco-bau spielen?

Wir haben zum Beispiel zusammen mit der Schweizerischen Zentralstelle für Baurationalisierung (CRB) ein Eco-Devis erarbeitet, in dem Bauprodukte und Verarbeitungsprozesse mit einer geringen Umweltbelastung gelistet sind; von Fenstern und Türen über Bodenbeläge bis zur Haustechnik. Wir stützen uns dabei auf die Ökobilanzdaten der Koordinationskonferenz der Bau- und Liegenschaftsorgane der öffentlichen Bauherren (KBOB). Das Eco-Devis ist kostenlos und verfügt seit Anfang des Jahres über Schnittstellen zu praktisch allen Produkten, die auf dem Markt für Bauadministrations-Software erhältlich sind.

Wie genau gehen Sie bei der Einstufung eines Produktes vor?

Bei der Erstellung unserer Eco-Produktliste betrachten wir immer eine ganze Produktkategorie. Wir erstellen gewissermassen einen Warenkorb und schauen, wie viel Graue Energie und giftige Inhaltsstoffe in jedem einzelnen Artikel stecken und wie er sich recyceln lässt. Darauf basierend entsteht eine Skala, die vom besten zum schlechtesten Wert reicht und

auf der alle anderen Produkte eingereiht werden. Schliesslich wird jeder Artikel einer Kategorie zugeordnet: grün, hellgrün und grau.

Wie viele Lieferanten der Schweizer Bauwirtschaft haben ihre Produktpalette oder Teile davon nach diesem System zertifizieren lassen?

Stand heute sind es gut 110; darunter übrigens zu unserer grossen Freude auch swisspor (lacht).

Sie betonen, dass solche Zertifizierungen genauso freiwillig sind wie der Gebrauch der von Ihnen zertifizierten Produkte durch das Bauhaupt- und Nebengewerbe. Andererseits orientiert sich die öffentliche Hand als Auftraggeber an den zugrundeliegenden Standards. Ein Widerspruch? Ein Widerspruch?

Inwiefern?

Die öffentliche Hand ist mit Hochbauausgaben von zuletzt acht Milliarden Franken ein wichtiger Player auf dem Baumarkt. Kann es sich ein Anbieter wirklich leisten, Ihre Standards nicht zu berücksichtigen?

Dazu kann ich nur sagen, dass noch lange nicht alle Gemeinden und Kantone unsere Instrumente nutzen.

Aber immer mehr tun es.

Das ist richtig. Und natürlich hoffen wir, dass dieser Trend anhält, denn das Bauen in der Schweiz soll gesünder und ökologischer werden. Das ist ein erklärter politischer Wille.

Und die Bauwirtschaft muss nachziehen?

Unsere Arbeit kann dazu führen, dass sich die Unternehmen an neue Regeln anpassen müssen. Aber man kann es auch positiv sehen: Wir offerieren Werkzeuge, die dem Baugewerbe und dessen Lieferanten den Weg zu mehr Nachhaltigkeit weisen.